

## Das Volksleben der Deutschen.

Charakter des Volkes. Bei dem Umstande, daß die Deutschen Schlesiens ursprünglich nicht einem Volksstamme angehören, sondern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in unser Land gekommen sind, möchte vielleicht der Schluß berechtigt erscheinen, daß von einem einheitlichen Volkscharakter nicht gut die Rede sein könne. Allein die gemeinsame Arbeit und die gemeinsamen Schicksale, sowie die gleichen geographischen Verhältnisse des Landes, namentlich die des Oppalandes, welche eine gewisse Abgeschlossenheit im Volksleben bedingen, haben in der Reihe der Jahrhunderte eine Verschmelzung der verschiedenen Elemente bewirkt und einen eigenthümlichen schlesischen Provinzialgeist und Volkscharakter herausgebildet. Sitten und Lebensanschauung befähigen den Schlesier zu der bedeutungsvollen Rolle eines Vermittlers zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen; er ist weder ein kalter, allzu nüchterner Verstandesmensch, noch von überquellendem Gefühl und allzu lebhafter Phantasie. Die Verhältnisse, unter denen er lebt und strebt, haben ihm ein gewisses Mittel dieser Extreme gegeben. Gleich seinem Lande zeichnet sich der Schlesier durch schlichte Gediegenheit und ein gewisses Gleichmaß seiner Entwicklung aus. Stark hervorstechende Eigenthümlichkeiten besitzt er nicht, doch kennzeichnet den rechten Schlesier bei aller Rührigkeit Gelassenheit und Ruhe. Seine Friedensliebe ist bekannt, aber auch sein Rechtsgefühl, seine Ehrlichkeit und Beständigkeit. Rastlos in seinem Bemühen, bescheiden in seinen Ansprüchen ist er mit seinem Lose, das ihm nicht zu leicht gefallen, bald zufrieden. Und empfindet der Gebirgsbewohner auch seine Armuth, so läßt diese ihn doch weder geistig, noch körperlich verkümmern. Selbst die ärmste Familie ist bestrebt, dafür zu sorgen, daß die Kinder reinlich und ordentlich einhergehen. Auch des Armen Ehrgefühl ist so rege, daß er lieber darbt, als vor seinen Mitmenschen sich erniedrigt.

Einen besonderen Zug des deutschen Schlesiens bildet sein thatkräftiger Wille, seine zähe Ausdauer; mit jeder neuen Schwierigkeit wächst sein Eifer, wächst seine Kraft. Den kleinsten Vortheil weiß er auszunützen und mit nie abzuschreckender Emsigkeit zu behaupten. Mann, Weib und Kind strengen im Verein ihre besten Kräfte an, um dem Boden den Lebensunterhalt abzurufen. Und so arbeiten nicht nur ein Menschenleben, sondern ganze Generationen an der Verbesserung des Besizes. Dabei kommt es vor, daß die sorgsame Hausmutter das Bewachen ihres Jüngsten während der Feldarbeit nicht selbst besorgen kann; sie überläßt die Wache über denselben getrost dem treuen Haushunde, während der vorüberfließende Gebirgsbach den kleinen Erdenbürger mittelst einer einfachen Mechanik in den Schlummer wiegt. Durch den Kampf mit der kargen Natur wird die Ausbildung des Verstandes nicht wenig gefördert. Mit schneller Auffassung begabt, wißbegierig und

lerneifrig nützt der Schlesier in geschickter, oft findiger Weise die daraus sich ergebenden Vortheile. Da er aber mit allen Kräften des Körpers und des Geistes sein Land sich so zu sagen erobert hat, so hängt auch sein Herz pietätvoll an der Scholle, die ihm dadurch unendlich lieb geworden. Diese Pietät gegen die Heimat hat kräftige Blüten des österreichischen Vaterlandsbewußtseins getrieben. Freudig gab und gibt er Gut und Blut hin, um Land und Reich gegen feindliche Eingriffe von außen zu schützen. Unter den tapfersten Soldaten sehen wir den Schlesier, wenn der Kaiser ruft. Bei der angestrengten Arbeit aber, bei dem eifrigen Bemühen, durch Sparsamkeit sein Los zu verbessern, ist der schlesische Landwirth keineswegs ein Knicker. Er liebt es, nach den Anstrengungen des Tages im Dorfwirthshause mit feinesgleichen bei einem Glase Bier oder „Schnaps“ sich zu unterhalten oder mit der qualmenden Pfeife im Munde dem Gespräch von Personen gebildeter Stände zuzuhören. Dabei zeichnet ihn eine genügende Dosis Mutterwitz aus, den er bei Herausforderung trocken auf seinen Gegner losläßt. Und so schlagfertig er im Wirthshaus jede Neckerei abzuwehren weiß, ebenso scharf trifft sonst sein Witz jede Schwäche seines Nachbarn oder auch ganzer Gemeinden. Jeder Insasse des Dorfes hat seinen Witz- und Spitznamen, und jede Ortschaft wird in ihren verschiedenen Maßnahmen einer scharfen Kritik unterzogen. Trotz dieses sarkastischen Zuges ist der Schlesier außerordentlich gutmüthig, und schon in der Sprache gibt diese Gutmüthigkeit sich zu erkennen.

Sitten und Bräuche, Sagen und Mythen. Im westlichen Schlesien haben sich uralte Sitten und Bräuche in reicher Anzahl erhalten, während in Ostschlesien altväterlicher Brauch nur vereinzelt sich findet. Diese schließen sich namentlich an das Leben der Kirche. Von den um Weihnachten üblichen Gebräuchen seien folgende hervorgehoben, welche theilweise tief im Heidenthum unserer Altvordern wurzeln.

Am Abend vor St. Nikolaus (6. December) stellt sich für folgsame Kinder der Nickel mit Äpfeln, Nüssen und Lebzelt ein. Er trägt einen weißen Bart, ein langes weites Kleid, einen Stab und eine Bischofsmütze. Gewöhnlich begleitet ihn der Knecht Ruprecht, der mit den Ketten rasselt und Schrecken erregt. Ehedem kam der Nickel auf einem Schimmel geritten, daher er noch jetzt die Stube mit den Worten betritt:

„Ich bin der Nickel aus dem Himmel,  
Reit' einen weißen Schimmel;  
Ich komme aus dem Himmelreich,  
Ich strafe die Faulen alle gleich.  
Wenn die Kinder nicht fleißig beten und singen,  
Wird ihnen die Ruth' auf dem Rücken 'rumspringen.“

Weit mehr als auf St. Nikolaus freuen sich die Kinder auf die Einfuhr des Christkindes zur Weihnachtszeit. Auch in der Hütte mancher Armen strahlt am Weihnachtsabend

der grüne Nadelbaum mit seinen Lichtern, den vergoldeten Kränzen und mannigfacher glitzernder Zier. Vor der Abendmahlzeit besprengt der Landmann an diesem Tage mit geweihtem Wasser Stube und Stall, um Haus und Hof vor Unglück zu schützen. Auch des Viehes gedenkt er dabei und spendet den Kindern Äpfel und Honigkuchen, damit sie vom „Hauche“, einer gefürchteten Augenkrankheit, verschont bleiben. Honig wirft er auch in den Brunnen, um das Wasser vor Fäulniß zu bewahren. Dann versammeln sich die Hausgenossen zum Abendgebet, das unter freiem Himmel gesprochen wird; besonders fromme Gemüther sehen, wie man sagt, wie die Schutzengel die Gebete zu Gott emportragen. Auch glaubt man, daß um diese Stunde die Seelen derjenigen zum Himmel aufsteigen, welche an diesem Tage aus dem Fegfeuer erlöst werden. Wer bis zur Abendmahlzeit gefastet hat, kann am Himmel das goldene Lämmlein oder den goldenen Eber sehen. Nach dem Abendessen werden Fischgräten, Nußschalen und kleinere Speisereste unter die Obstbäume vergraben, damit diese im folgenden Jahre reichlich tragen — ein Rest des altgermanischen Brauches, von jeder Festmahlzeit den Göttern zu opfern. In wohlhabenderen Familien findet unmittelbar nach der Mahlzeit die bekannte „Einbescherung“ statt, während in der Mehrzahl der Häuser die Kinder vor dem Schlafengehen auf dem Tisch ein Tüchlein ausbreiten, in dem sie am nächsten Morgen mancherlei nützliche und erfreuliche Sachen finden.

Im weiteren Verlaufe des heiligen Abends vergnügt man sich damit, auf verschiedene Art sein künftiges Geschick zu erfragen. Man gießt, sowie am Fest des heiligen Apostels Andreas (30. November), Blei und deutet aus den Figuren, die sich dabei bilden, den Stand des künftigen Gatten. Herangewachsene Mädchen raffen gespaltenes Holz in den Arm. Sind die Stücke in gerader Anzahl vorhanden, so ist der Tag der Hochzeitsfeier nicht fern; oder sie begeben sich zur „Hühnerbühne“ und stochern unter die Hühner. Das Mädchen, welches den Hahn trifft, so daß er gackert, heiratet bald. Dabei gilt der Spruch:

„Gäck'rt d'r Hân,  
Do frighs 'n Mân;  
Gäck'rt a Hänn,  
Do frighet se känn.“

Auch lassen hochzeitsüchtige Mädchen in einer Schüssel mit Wasser Nußschalen mit kleinen angezündeten Kerzchen schwimmen und legen ihnen ihre eigenen Namen und die Namen einer gleich großen Anzahl bekannter junger Männer bei. Aus der Art, wie die Nußschalen sich einander nähern, glauben sie ihren „Zukünftigen“ zu errathen. Berühren sich die Flämmchen, so gibt es baldigst Hochzeit. Ferner wirft man einen Schuh oder Äpfelschalen hinter sich und sucht aus ihrer Lage zu erkennen, ob man im nächsten Jahre heiratet. Ingleichen schütteln Mädchen ein Bäumchen oder rütteln an einem

Rainzaun zwischen zwei Feldern oder Gärten mit den Worten: „Rainzaun, ich schüttle dich, feines Lieb, ich wittre dich!“ Zeigt sich dabei irgend etwas Auffallendes, so wird es je nach Umständen günstig oder ungünstig gedeutet.

Über Allem aber, dem lichtdurchstrahlten grünen Christbaum und den herzerfreuenden Weihnachtsgaben prangt in einer Stubenecke im hellsten Lichterglanze die Krippe, eine Darstellung der heiligen Familie im Stall zu Bethlehem. In früheren Jahren wurde auch in der Kirche zu Fauernig, gewöhnlich bei einem Seitenaltar, eine Krippe errichtet. In Frei-Hermersdorf wurden während der Christmette nach dem Evangelium der heiligen Messe auf dem Chore Hirtenlieder mit vertheilten Stimmen gesungen. Zuerst schlug die Uhr die zwölfte Stunde, der Nachtwächter blies das Horn, ein Engel sang das Gloria, worauf die Hirten, vier bis sieben an der Zahl, ihre Weihnachtsgefänge begannen. In der beim Troppauer Park gelegenen Dreifaltigkeitskirche wurde, um auch die Freude der Natur an der frohen Begebenheit anzudeuten, hierbei das Zwitschern der Vögel mit einem eigens construirten Werkzeuge nachgeahmt.

Am heiligen Abend und nach dem Weihnachtsfest bis zum heiligen Dreikönigstag kommt in einzelne Häuser das Christkindlein. Maria mit dem Jesuskind und dem heiligen Josef, ein oder mehrere Engel, zwei oder drei Hirten, der Teufel oder der Knecht Ruprecht in Ketten erscheinen, beschenken die braven Kinder mit Obst und anderen Gaben und führen eines der bekannten Christkindelspiele auf.

Am dritten Sonntag vor Ostern wird in einigen Ortschaften Westschlesiens eine Stroh puppe, befestigt an einer Stange, als „Tod“ von jungen Leuten im feierlichen Zuge unter Gesang durchs Dorf getragen. An der Grenze desselben wird sie ins Wasser versenkt und an ihrer statt hierauf ein geschmückter Tannenbaum von den Mädchen frohlockend ins Dorf zurückgetragen. Es ist ein Überbleibsel des Frühlingfestes der Alten, der Feier des Sieges, den die Natur über den Winter erringt. Während dieser Brauch nur noch da und dort geübt wird, feiert man an diesem Tage oder vierzehn Tage vor dem Palmsonntag ziemlich allgemein das Maifest. Kleine Mädchen, in den Händen geschmückte Wipfel junger Fichten und Tannen, welche die wiederkehrende grüne Zeit bezeichnen, ziehen von Haus zu Haus und singen Frühlinglieder mit Wünschen für die Familie, in der Hoffnung, eine Gabe zu erhalten:

„Mläne Feschla, kläne Feschla  
Schwemma ai dam Taichla;  
Müte Nisla, rüte Nisla  
Waya of dam Straiichla.  
Waiße Lilja, waiße Lilja,  
Waya of dam Schtäng'l,

D'r Herr is schin, d'r Herr is schin,  
D' Frau is wia Ang'l;  
Das Tächtala is hibsch on fain,  
Se trèt a saidnes Tichelain;  
Das Tichla lettje fligha,  
'N Raicha wattje krigha.“

Knaben machen um diese Zeit aus jungen Weidenzweigen Bastpfeifen, mit denen sie den Frühling einblasen. Während sie die saftige Rinde der Zweige, damit sie locker werde, mit dem Messerrücken beklopfen, singen sie:

„Sipla Faisla, gutt g'rôta,  
 Ni dam Schwippa hód's 'n Knôta;  
 Wänn d' m'r ni g'rottst,  
 Schmaiß ich dich aia Grâba,  
 Do frassa dich d' Râba.“

Der langersehnte Frühlingsbote, die trauliche Schwalbe, die im Herbst zieht, jedes Frühjahr aber ihr nordisches Heim wieder aufsucht, wird beim Wiederkommen fröhlich angesungen, wobei das Zwitschern derselben also gedeutet wird:

„Als ich fortzog, fortzog, war Schoppen und Scheune voll,  
 Als ich wiederkam, wiederkam, war alles ver—zehrt.“

Auch die Maikäfer werden mit lautem Ruf empfangen. Man fängt sie ein und läßt sie, wie es einst auch die griechische und römische Jugend gethan, an einem Faden fliegen. Auch setzen die Kinder einen solchen Käfer auf die Hand und singen:

„Maikäfer, stieg!  
 Der Vater ist im Krieg,  
 Die Mutter ist im Pommerland,  
 Pommerland ist abgebrannt.“

Ebenso setzen sie den Sommerkäfer oder Marienkäfer auf die Hand und rufen ihm zu, daß er gutes Wetter bringe:

„Sommerkäferchen, stieg aus!  
 Flieg in dein schönes Haus,  
 Laß die liebe Sonne 'raus!“

Auch der Kukuk ist allen eine bedeutungsvolle Frühlingsstimme:

„Lieber Kukuk, sag' mir wahr,  
 Wie viele Jahre ich leben soll!“

So fragen zur Erforschung der Lebensdauer Junge und Alte, wenn sie die ersten Frühlingsrufe des prophetischen Vogels hören. Und „Wie viele Jahre bleib' ich noch ledig?“ fragt sehnsüchtig das heranwachsende Mädchen und zählt ebenfalls die Rufe.

Unzählige Bräuche knüpfen sich an die segensvolle Osterzeit. Die ganze Natur ist verjüngt, das Wasser erhält heilsame Kraft. Wer am Gründonnerstag oder Charfreitag mit Flußwasser sich wäscht, bleibt von Sommersprossen und Hautkrankheiten frei. Der Name „Gründonnerstag“ entstammt der altdeutschen Sitte, an diesem Tage einen Brei aus neunerlei frischen Kräutern, Brunnenkresse, Holundersprossen, Nesseln zc., zu genießen.

Vor zwei Jahrzehnten noch erhielten an diesem Tage in einzelnen Orten des Odrauer Gerichtsbezirkes die Kinder Brunnenkresse zu essen.

Wer am Ostersonntag auf einer Anhöhe den Sonnenaufgang abwartet, sieht das Tagesgestirn drei FreudenSprünge machen, das „Ostermännchen“ hüpfen.

Als Überrest eines einst allgemein veranstalteten österlichen Flurumrittes findet in manchen Ortschaften um Mitternacht vom Charssamstag auf den Ostersonntag in die Felder eine Procession zu Fuß statt. In Fauernig betheiligen sich an derselben Jünglinge und Männer. Die ersteren eröffnen den Zug, mit Schellen läutend, singend und betend folgen die Männer. Bei der nahen, festlich beleuchteten Waldkapelle zum heiligen Antonius wird Halt gemacht und ein Gebet verrichtet, während die jungen Burschen aus Schlüsselbüchsen und Pistolen schießen. Bei der Rückkehr warten am Eingang zur Stadt die Stabträger der verschiedenen Zünfte, die Fahnen und die Musik der Kirche und geleiten den Zug zur Pfarrkirche, wo die Feier mit der „Saatenmesse“ schließt.

Eine fast allgemeine Sitte ist das „Schmeckostern“. Am Ostermontag gehen frühzeitig die Burschen, den folgenden Tag die Mädchen mit Geflechten aus Süßholzwurzeln oder Weidenzweigen in die Häuser von Verwandten und Bekannten und „schmeckostern“ die jüngeren Hausbewohner. Die getroffene Person muß sich durch ein Osterbrot, durch Bängel (Bängel), Ostereier, Kuchen zc. loskaufen. Beim Schmeckostern werden verschiedene Sprüche recitirt, z. B.:

„Gz komb'r zu dan liba Nstan,  
Lott däs Tächtala awing schmackistan.  
Denne, denne em a Röp,  
Däß de dinkst, sis a Nislatöp;  
Denne, denne em a Recka,  
Däß dich ni de Berda drecka;

Denne, denne em de Dema,  
Däß dich lanst d'r Lait d'rborna;  
Denne, denne em de Hand,  
Däß de Laitte wân d'rkaunt;  
Denne, denne em de Fisse,  
Däß de lanst de Alda griffa.“

„Schmeckostern“ kömmt von dem noch heute im Lande gebräuchlichen Worte schmicken = schmizen, peitschen, schlagen. Der Schlag mit den grünen saftigen Zweigen soll Wachstum, Gedeihen, Fruchtbarkeit bewirken. Darum schmeckostert man vor Allem die Mädchen, und so erklärt es sich auch, weshalb in einzelnen Ortschaften des Jägerndorfer Bezirkes an diesen Tagen der Hirt seine Herde schmeckostert.

Am Pfingstmontag, in einzelnen Dörfern schon am Ostermontag, ist es Sitte, daß die angesehensten Hofbesitzer des Dorfes auf den schönsten, mit Bändern geschmückten Pferden längs der Grenze im gesetzten Schritt ihre Äcker umreiten. Sie flehen dabei in frommen Liedern um den Segen des Himmels für ihre Saaten, sowie um Abwendung von Wetterschäden. Ein anderer Flurumritt zu derselben Zeit geschieht im Wettlauf bis zum Gehöfte eines Bauern vom Nachbardorf, wo man sich mit Speise und Trank labt.

Aus solchen ländlichen Festritten sind unzweifelhaft die städtischen Wettspiele, Pfingstschießen, Königsschießen, Bogelschießen, hervorgegangen, wie sie noch heute in Fauernig, Friedeberg, Freivalbau, Teschen, Bielez und an anderen Orten in der Pfingstwoche gefeiert werden.

Ein bedeutungsvoller Überrest des altheidnischen Festes der Sommerjonnennwende sind die „Johannisfeuer“. Am Abend vor dem St. Johannistag (24. Juni), der in die Sommerjonnennwende fällt, werden auf Bergeshöhen Feuer angezündet. Sie sind von beträchtlicher Größe und werden stundenlang unterhalten. Herangewachsene Burschen bilden einen Kreis um das Feuer, zünden in diesem ihre pechgetränkten Besen an, welche sie das ganze Jahr hindurch mit Sorgfalt gesammelt haben, schlagen mit denselben Feueräder, werfen sie über sich in die Luft und fangen sie beim Herabfallen geschickt wieder auf. Die übrig gebliebenen Besenstumpfe werden ins Flachsfield gesteckt mit dem Rufe: „Flachs, heb dich!“

Auch an diese Zeit lehnt sich mancher Aberglaube. Heiratslustige Mädchen winden am Vorabend des Johannistages einen Kranz aus Quendel und anderen Blumen und werfen ihn an irgend einem Baume im Garten nach rückwärts solange in die Höhe, bis er oben hängen bleibt. So oft sie ihn vergeblich hinaufgeworfen haben, so viele Jahre bleiben sie noch ledig. Stirbt ein Kind, so ist die Mutter vor Johanni keine Erdbeeren, damit dasselbe im Himmel mit dem heiligen Johannes in die Erdbeeren gehen könne. Der schöne Volksglaube vom Erdbeerenpflücken der Kinder unter dem Schutze des heiligen Johannes und noch öfter der Mutter Gottes scheint aus dem Heidenthum zu stammen und sich auf die Mutter Bertha zu beziehen.

Aus der Fülle der auf die Landwirthschaft bezüglichen Bräuche im Lande seien folgende mitgetheilt: Wenn der Wind stark durchs Korn streicht, so daß er demselben nachtheilig wird, so sagt man: „Der Wolf jagt das Korn.“ Der Bauer bezeichnet mit dem Wolf, „Kornwolf,“ einen dem Getreide feindlichen Dämon, der die Ähren taub macht. Die Vorstellung von diesem Dämon aber ist mit der Zeit zu solcher Selbstständigkeit gelangt, daß er, vom Getreidefelde losgelöst, im Volksglauben und Volksbrauch und im Kinderspiele zc. eine Rolle spielt. Ein uraltes Spiel unserer Kinder ist dieses: ein Kind ist der Schäfer, die anderen sind die Schafe; eines lauert in einem Versteck als Wolf. Der Schäfer, welcher in einer gewissen Entfernung steht, ruft ihnen zu:

Schäfer: Lammle, Lammle, kommt herein!

Schafe: Wir kommen nicht.

Schäfer: Warum denn nicht?

Schafe: Der Wolf steht für.

Schäfer: Wo steht er denn?

Schafe: Hinter'm Strauch.

Schäfer: Was frisst er denn?

Schafe: Grünes Gras.

Schäfer: Was trinkt er denn?

Schafe: Gänsewein.

Schäfer: Lammle, Lammle, kommt geschwind herein!

Die Schafe folgen nun dem Lockrufe des Schäfers, der Wolf bricht hervor und sucht eins zu erhaschen. Wer gefangen wird, muß Wolf sein.

Der nachstehende Brauch betrifft das Erntefest. Ist das Getreide in die Scheune gebracht, so binden auf größeren Wirthschaftshöfen die Schnitter und Arbeiter aus Ähren der letzten Weizengarbe, welche die große Garbe heißt und besonders viel Körner geben soll, einen Kranz, den Weizenkranz, die Erntekrone. Dieser Kranz, geschmückt mit Bändern und Blumen, Kornblumen, Feuerblumen, Kornwicken und Rittersporn u. a. wird durch die jüngste Arbeiterin oder den ältesten Arbeiter dem Besitzer mit dem Wunsche überreicht, daß das Getreide reichlich körnerer und auch die nächstjährige Ernte eine gesegnete sein möge. An einem der folgenden Sonntage veranstaltet der Gutsherr den Dienstleuten unter freiem Himmel eine Unterhaltung, wobei auch auf der Scheuertenne getanzt wird. Lieblingstanz ist im Fauerniger Bezirke die „Hühnerscharre“, bei welchem Tanze die Hühner im Scharren nachgeahmt werden. Auf kleineren Gehöften wird den Arbeitern ein Schnittessen gegeben, wobei Kuchen, Kaffee, Bier und Branntwein gereicht werden. Bei weniger bemittelten Bauern ist es mit dem Schnittkuchen abgethan, welcher beim Einführen des letzten Erntefuders dem Gesinde verabreicht wird.

Nach Beendigung der Ernte wird die Weizenbraut gefeiert. Eine Magd und ein Knecht des Dorfes werden als Braut und Bräutigam aufgepußt. Gegen die fünfte Nachmittagsstunde begibt sich der Erntefestzug, beziehungsweise der Brautzug, unter Musikbegleitung ins Wirthshaus. Auf einem Leiterwagen, verziert mit Ähren und Blumenkränzen und gezogen von einem Paar Ochsen, wird die Brautausstattung geführt. Braut und Bräutigam folgen auf stattlichen Rossen, Knechte, Mägde zc. schließen sich an. Im Wirthshause wird sodann fleißig getanzt.

Die genannten und noch manche andere Festlichkeiten werden mit Mahlzeiten gefeiert, deren Speisen entweder Leckerbissen der Jahreszeiten sind oder an alte Bräuche anknüpfen. Am Martinitage ißt der bemittelte Bauer allenthalben eine gebratene Gans. Zu den Speisen des Weihnachtsabends gehören eine Petersilien- oder Pflaumen-suppe, Griesbrei, Strizel mit Honig, Nüsse und Äpfel. Zu Fasching siedet man Krapfen in Schmalz, zu Ostern bäckt man scheibenrunde Gelbbrote. Es sind dies abgeblaßte Bilder jener Opfer, die man einst zu diesen Jahreszeiten den alten Göttern darbrachte. In keiner Jahreszeit aber gönnt sich der vermöglichere Landwirth eine solche Reichhaltigkeit an

Speisen als am Kirmesfeste. Da finden wir zum Frühstück Kuchen und einen guten Kaffee, ebenso zur Vesper. Beim Mittagessen ist die Nudelsuppe unentbehrlich. Fleischspeisen gibt's oft fünf, gekochtes Rindfleisch mit Krentunke, Wurst mit Sauerkraut, Schweinebraten mit Krautsalat, gebratene Gans, Kapauern oder Ente mit Äpfelmus. Branntwein-, Bier- und Weingläser stehen bunt durcheinander. Der Hausherr macht im Füllen derselben den liebenswürdigen Wirth und nöthigt mit herzlich aufbrausendem Angestüm zum Trinken.

Zahlreiche Reste des altgermanischen Götterglaubens sind in Sagen und Mythen unter dem Volke zurückgeblieben. Hier einige Proben.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, kam er eines Tages mit Petrus in ein Bauernhaus. Hier bemerkte er, daß die Bäuerin mit Brot und Mehl verschwenderisch umging. Als er sie zurechtwies, meinte sie, es wüchse ja Getreide im Überfluß. Unmuthig über diese Rede, verließ der Herr das Haus und schritt mit Petrus dem nahen Felde zu. Dort faßte er einen der Halme, die, wie das Volk glaubt, ehemals ganz mit Körnern bewachsen waren, knapp an der Wurzel und begann dieselben abzustreifen. Petrus faßte ebenfalls den Halm und bemühte sich, dem Born des Herrn Inhalt zu thun. Christus aber schob des Petrus Hand immer weiter hinauf, bis dieser nur noch die oberste Spitze der Ähre umfaßt hielt. Da fiel der mitleidige Jünger auf die Knie und bat flehentlich, diese Kleinigkeit wenigstens den Menschen zu lassen, damit sie nicht Hungers sterben. Endlich ließ der Herr sich erweichen, und von dieser Zeit an erreicht die Getreide-Ähre nur noch die Länge einer Mannesfaust. Der unbiblische Inhalt der Erzählung, sowie der Umstand, daß Christus nur von Petrus und nicht wie sonst von allen seinen Jüngern begleitet ist, berechtigt zu dem Schlusse, daß der Ursprung der Sage wohl älter ist als das Christenthum unter den Deutschen. Christus und Petrus vertreten Wodan und Donar, die obersten Gottheiten der alten Germanen, die nach dem Glauben derselben durch die Fluren und Felder zogen.

Auch in der Sage vom wilden Jäger, welcher das wüthende Heer führt, tritt uns der altheidnische Glaube an den Luft- und Sturmgott Wodan, den Anführer der himmlischen Kampfschaar, entgegen, mit welcher er durch die Lüfte ritt. In mond hellen Winternächten sieht man bei Lindewiese, Wilhelmsdorf und Thomasdorf eine große Schattengestalt an der Spitze mehrerer kleineren unter Peitschenknall, Hifthornklang und Rüdengebell durch Luft und Wald dahinziehen. Es ist der wilde Jäger auf der nächtlichen Jagd. Auch im Tschirmer Busch hatte derselbe sein Revier. Wenn die zehnte Abendstunde vorüber war, hörte man ein Toben und Heulen und Wellen, indem der wilde Jäger mit seinem Gefolge jagend durch die Lüfte zog. Das dauerte bis zwölf oder ein Uhr, dann war alles ruhig. Trug man nicht Dofte oder Weißdorn bei sich oder konnte man nicht auf einen Kreuzweg flüchten, so war man verloren.

Eine andere Sage über diesen Sturmgott ist diese: An der Grenze der Wildschützen und der Siebenhubner Felder trieb vor Jahren in der Adventzeit der Nachtjäger sein Unwesen. Niemand wagte es, in dieser Zeit abends aufs Feld zu gehen. Als er wieder einmal zu hören war, ging eine Magd, ob schon von den Hausgenossen gewarnt, doch aus dem Hause hinaus, band den Haushund von der Kette los, hegte ihn gegen den Nachtjäger und kehrte dann in die Spinnstube zurück. Bald darauf wurde ein Stück Fleisch zum Fenster hineingeworfen mit den Worten: „Hoste helfa jän, kånste helfa trån.“ Der Wirthschaftsbesitzer wollte das Fleisch wieder hinaus schaffen, konnte es aber sammt seinen Hausleuten nicht erheben. Erst als er neben seinem Hause ein Kreuz errichtet hatte, gelang es, das Fleisch zu entfernen. Der wilde Jäger, „der Nachtjäger“, „der Jäger“ ist, wie schon erwähnt, an Wodans Stelle getreten. Nach christlicher Deutung ist er niemand anderer als der Teufel, der die armen Seelen verfolgt. Ein Muhl findet eine arme Seele, die vom wilden Jäger oder vom Teufel verfolgt wird, nach dem Volksglauben auf dem Holzstamm eines Baumes, in den beim Fällen drei Kreuze geschlagen wurden. Auch ein Flachsland, auf dem Dorant wächst, gewährt eine sichere Zufluchtsstätte. Die eigenthümlichste Sagen-gestalt des Gesenkes aber ist der Moosbruchhirt, der Seehirt, der Sinhirt. Er hält sich am liebsten in der Nähe der Moosbruchteiche bei Reihwiesen auf und zeigt sich bald als guter, bald als böser Geist,



Bernhard Kuger: Der Seehirt vom Moosbruch bei Reihwiesen.

Er hält sich am liebsten in der Nähe der Moosbruchteiche bei Reihwiesen auf und zeigt sich bald als guter, bald als böser Geist,

wie ihn das Riesengebirge in seinem Rüzehahl hat. Mit seinem hohltönenden unheimlichen Rufe „Hohoho!“ oder „Dohâr, dohâr!“ schreckt er jeden, der sich dem Moosbruchsumpf nähert. Gewöhnlich erscheint er mit einer Peitsche in der Hand, in einer leinenen Hose und in bloßem Hemde, mitunter in einer Leinwandjacke mit einer Brottasche an der Seite, doch liebt er es auch andere Gestalten anzunehmen. Zahlreich sind die Sagen, die über den Moosbruch und den Moosbruchhirten im Munde des Volkes leben. Ungeheure Schätze liegen in dem großen Seeteiche versenkt, die Kostbarkeiten und Reichthümer einer untergegangenen Stadt, der Hunstadt, der Stadt der Hunen, der Riesen.

Eines Tages kam ein stattlicher Reiter in die Gegend des Moosbruchs und ersuchte einen Arbeiter, ihm den Teich zu zeigen und ihm dort einige Zeit das Pferd, einen Schimmel, zu halten. Er werde in das Wasser hinabtauchen, und wenn nach Verlauf einer Stunde weißer Schaum aufsteige, so werde er große Schätze heraufbringen und sie mit ihm theilen, steige aber rother Schaum empor, dann sollte er das Pferd für sich behalten und ohne Umsehen von dannen eilen. Am Rande des größeren Teiches angelangt, stürzte sich der Fremde mit einem wunderlichen Stab in der Hand in die Tiefe. Als die Sonne senkrecht aufs Haupt fiel, stieg weißer Schaum auf, der Fremde tauchte erschöpft aus dem Wasser empor, bestieg das Roß und entfernte sich eiligst, nachdem er dem Führer gedankt und ihm als Lohn ein Beutelchen gegeben. Als dieser in demselben nichts als erbsenähnliche Kügelchen sah, warf er es bei Seite. Einige Wochen später kam der Fremde wieder und verlangte den Beutel zurück. Nach langem Suchen fand man ihn; der Fremde tauschte denselben für schweres Geld um.

Der Sinhirt, der bald eine weniger ansehnliche Gestalt annimmt, bald als stattlicher Reiter auftritt, zeigt sich als Herr und Spender der Schätze des Moosbruchs, und so steht die Sage vom Moosbruchhirten ebenfalls im Zusammenhang mit dem Wodanglauben. In dem Schimmel erkennen wir den Schimmel Wodans wieder; der Spieß, den dieser trägt, ist in der Hand des Sinhirten zum Stabe, zur Peitsche geworden.

Besondere Pflege finden bei unserem Volke Sagen, welche von vergrabenen Schätzen und vom Schatzheben sprechen. An gewissen Tagen, am Palmsonntag, am Charfreitag, Ostersonntag, öffnet sich dort, wo ein Schatz geborgen liegt, die Erde; bläuliche Flammen über dem Erdboden zeigen den Platz an. Die Schätze ruhen zumeist in verfallenen Burgen, in Kellern, Bergen, Höhlen; verrathen werden sie durch Anwendung einer Springwurzel, Wünschelruthe oder Lauffugel; Hüter derselben sind Teufel, feurige Stiere, schwarze Hunde, Schlangen, Drachen und andere Teufelsthier; sie erscheinen dem Auge des Menschen anfangs als werthlos, als Kohlen, Asche, Erbsen zc. Beim Schatzgraben darf kein Wort gesprochen werden, eine Bedingung, an welcher öfters das Unternehmen scheitert. Schatzsagen knüpfen sich an die Ruinen Reichenstein, Kaltenstein, Edelstein, Wiegstein,

an den Hausberg bei Hennersdorf, an die Schellenburg bei Jägerndorf, an den Milchberg bei Odrau, an eine Stelle im Walde bei Wischkowitz, an das Schloß in Polnisch-Osttau zc. Auch diese Sagen weisen auf Wodan hin, den Geber des Goldes.

Unendlich ist die Zahl der Teufelsagen im Volke, die sich an einstige Göttersteine, die zu Teufelssteinen wurden, anlehnen. Solche wurden erzählt von dem noch in den Sechziger-Jahren auf dem Marktplatz von Weidenau gelegenen, später beim Bau des



Der große Seenteich.

Rathhauses daselbst in Verwendung genommenen Buttersteine, richtiger Butsteine, d. h. Koboldsteine; ferner von den Teufelssteinen bei Ottendorf, in der Nähe von Troppau, von dem Hinwiedersteine bei Karlsbrunn zc. Aus dem wehmüthigen Klagen des Glöckleins in der Schloßkapelle zu Johannesberg hört das Volk den Zammerton des einstigen Schloßhauptmanns Thümbeling heraus, welcher nach der Volksüberlieferung in verzweifelter Stimmung dem Teufel sich verschrieben hatte und nach Ablauf der Frist des abgeschlossenen Pakttes von ihm geholt und an der Schloßmauer zerschmettert wurde.

Mythische Frauengestalten, wie Frau Holle, die weiße Frau zc. spielen im Volksglauben, dem treuen Hüter älterer Anschauungen, ebenfalls eine Rolle. Frau Holle

repräsentirt Holda, die milde, gnädige Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, die Beschützerin und Förderin des Hauswesens, damit auch des Spinnens. Besonders um die Weihnachtszeit sieht Frau Holle nach, ob fleißig gesponnen wird; sie belohnt die fleißigen, bestraft die säumigen Spinnerinnen. Sonst als geisterhaftes, schönes Wesen in langem, weißem Gewande gedacht, erscheint sie bei uns, wenn zürnend, in häßlicher Gestalt. Zur Zeit, als noch während des Winters das Spinnen eine Hauptbeschäftigung der Dorfbewohner des Landes war, wurde Kindern, welche nicht fleißig genug damit sich beschäftigten, gedroht, daß die Spillenholle (Spillendrulle, Spillenmarthe, Spillenlutsche) sie holen werde, und zwar mit den Worten:

„Spennt, Kendala, spennt,  
De Spellenlutsche kömmt,  
Se guckt zu älla Lächlan rai,  
Ebs Stränla watt bäle fertigh sein.“

In der Hutung bei Niederwalde befand sich der Spillenlutschenstein; des Nachts kamen aus demselben sieben Lichter zum Vorschein. Zu ihm trug die Spillenholle die saumseligen Kinder. Bei Wigstadt werden Mägde und Kinder, welche bei der aufgegebenen Arbeit im Spinnen — Satsen, Satsich — lässig sind, mit der Satsenfuse, in einzelnen Ortschaften mit dem Satsichkater geschreckt.

An die Burgruinen Reichenstein, Lobenstein, Wachstein, an die Schlösser in Domsdorf, Schwarzwasser zc., an den Milchberg bei Odrau, an den Wilschgrund bei Arnoldsdorf zc., knüpfen sich Sagen von „der weißen Frau“, welche von Zeit zu Zeit sichtbar wird und Erlösung sucht. Der Kern dieser Sagen ist der uralte Mythos von der Befreiung der im Wolkenberge verschlossenen himmlischen Wolkenfrau.

Gern hört das Volk auch Erzählungen von Berg-, Wald-, Wassergeistern, von Bergmännlein, Fenesleuten, Wassermännern und Feuermännern. Die Berg- oder Graumännlein tragen gewöhnlich einen langen, aschgrauen Rock und einen breitkrämpigen Hut von derselben Farbe, bisweilen prächtige Kleider. Ihr Gesicht ist von einem herabhängenden grünlichen Barte umflossen. Den Menschen leisten sie in schwierigen Lagen des Lebens Beistand; nur wenn sie ihrer kleinen Gestalt wegen gehöhnt werden, treten sie als Feinde derselben auf. Sie stehen patriarchalisch regiert unter einem „Bergältesten“.

Eine etwas größere Gestalt als die Bergmännlein haben die Fenesleute, in unserem Schlesien Venusleute genannt. Sie leben wie die Bergmännlein in alten Götter- und Kultusstätten, in Bergen, Schluchten, Anhöhen und Felsenhängen. Den Umwohnern, namentlich den Hirten, helfen sie bei der Arbeit, sonst auch in Noth und Gefahr. Der Fenesstein bei Pitarn, die Feneshöhle bei Messendorf, der Fenesstein bei Schwarzwasser haben ihre Namen von den Fenesleuten, die nach der Volkstradition dort wohnen.

Die Bergmännlein und die Fenesleute tragen, wie Zwerge überhaupt, unsichtbar machende Kappen, Nebelkappen. Davon erzählt eine Sage. Einst bekam ein Holzhacker Durst und trank aus der nahen Waldquelle. Da trat ein Fenesmännchen an ihn heran und bat um einen Trunk Wasser. Bereitwillig gab ihm der Holzhacker zu trinken. Da sprach das Männchen: „Wie soll ich dich dafür belohnen? Komm' mit mir zur Pomsdorfer Hochzeit!“ „Was würden die Leute sagen,“ entgegnete der Holzhacker, „wenn ich hinkäme, ich bin ja dort ganz fremd.“ Das Fenesmännchen antwortete: „Dafür werde ich schon sorgen; hier hast du eine Kappe, mit welcher du dich unsichtbar machen kannst; doch hüte dich zu lachen, wenn wir dort sind, sonst könnte es dir schlimm ergehen.“ Nun gingen sie miteinander dem Hochzeitsorte zu und stellten sich dort, jeder mit der Nebelkappe auf dem Kopfe, zur Stubenthüre. So oft Speisen an ihnen vorübergetragen wurden, nahmen sie davon und aßen. Als die Aufwärter wiederholt ausgeleerte Schüsseln auf den Tisch setzten und die Hochzeitsgäste darüber sich verwunderten, lachte der Holzhacker laut auf. Sofort riß ihm das Männchen die Kappe vom Kopfe, und der nun sichtbare, auf der That ertappte Speisediab mußte sich von den Hochzeitsgästen eine Tracht Schläge als Nachkost gefallen lassen.

In Brunnen, Flüssen und Teichen haben Wassermänner mit ihren Familien ihren Wohnsitz. Sie gelten als Nachkömmlinge der verstoßenen Engel, die statt in die Hölle in das Wasser gesprungen seien. Nach der Volksphtantasia sind sie etwas kleiner als gewöhnliche Menschen und haben an den Kleidern einen etwa drei Finger breiten nassen Saum. Der Älteste von ihnen zeichnet sich durch ein grünes Rößchen und ein rothes Käppchen mit grüner Bräme aus. Ihre Wohnungen am Grunde der Teiche sind groß und schön, mit prächtigen Gärten umgeben. Mit den nahe gelegenen Ortschaften stehen sie insofern im Verkehr, als sie ihren gesammten Nahrungsbedarf von ihnen beziehen. Auch an den Unterhaltungen derselben bei Musik und Tanz nehmen sie häufig Antheil.

Der Feuermann ist nach der Meinung des Volkes ein koboldartiges Wesen mit den Umrissen der Gestalt eines Menschen, etwas geschwärzt im Gesicht und mit feurigen Augen. Manchmal gleicht er einem Todtengerippe, in dessen Innerem eine Feuerzflamme brennt. Die Bewegungen der Feuermänner sind sehr schnell; in kurzer Zeit vermögen sie bedeutende Strecken zurückzulegen. Es sind Seelen von Verstorbenen, welche die Grenzsteine verrückten und zur Strafe dafür nach dem Tode herumirren und Erlösung suchen. Sie schaden den Bösen, indem sie dieselben auf Abwege oder in Sümpfe führen; den Guten dienen sie als truglose Wegweiser. Ein andächtiges „Vaterunser“, während des Geleites gebetet, auch ein „Vergelt's Gott“ nach geleistetem Dienste kann sie erlösen.

Viel verbreitet im Lande sind Sagen vom gespenstigen Alp, der die Menschen im Schlafe belästigt; von Drachenhühnern, die auf Kornböden, in Ställen und Scheunen

sich aufhalten; von Drachen, die als geflügelte feurige Schlangen durch die Lüfte dahinziehen; von Basilisken, Geschöpfen, halb Schlange, halb Hahn, mit großen, rothen Augen, deren durchdringender Blick todbringend ist; von zauberhaften Bergen, z. B. dem Gigerberg bei Gurschdorf mit dem Lindwurm und vom Lindberge bei Battelsdorf.

Volkslied und Volksschauspiel. Wo die Seele des Volkes in so mannigfachen Sagen, Sitten und Gebräuchen zutage tritt, kann selbstverständlich auch der ureigenste Ausdruck des Empfindens, das Lied, sowie das Abbild des Lebens im dramatischen Spiel nicht fehlen. In der That finden wir beides auf schlesischem Boden in reicher Blüte. Gar manches Blümchen, aus der ursprünglichen Heimat herübergekommen, wird mit Liebe hier gehegt und gepflegt und von Zeit zu Zeit durch eine schlesisch=heimatliche Blüte vermehrt. Laut läßt das Lied der Soldat auf dem Marsche erklingen, laut der Arbeiter in der Werkstätte und in der Fabrik. Hell und frisch ertönt die Volksweise auf dem Lande, beim Spinnrade, bei Pflug und Sense. Und es ist immer ein gutes Zeichen, wenn das Volk bei schwerer Arbeit in oft drückenden Verhältnissen im Gesang sich Erleichterung schafft.

Im Allgemeinen sind unsere schlesischen Volkslieder von einem ernstern, mitunter bis zur Wehmuth sich steigernden Zuge durchweht, voll Innigkeit und Tiefe des Gefühls, obgleich Humor und Frohsinn nicht ausgeschlossen bleiben. Specifisch Schlesiſches, namentlich specifisch Schlesiſchoppaländisches, findet sich verhältnißmäßig weniger. Einer ziemlichen Anzahl von Liedern begegnen wir, wie es in der Natur der Sache liegt, in den übrigen deutschen Landen, zumal in den deutschen Landestheilen des angrenzenden Preußisch-Schlesien. Schlesiſch ist das nachstehende, nach seinem Menuet-Rhythmus zu schließen, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandene Volkslied „Der Bippelpelz“, welches Lied noch heute durch ganz Schlesien gesungen wird:

„Fät'r, käft m'r äch än Zepp'lpälz,  
Däde mich dan ganza Went'r hält,  
Fö am äla Schtär,  
Där rächt wolligh wår.  
Fät'r, käft m'r äch än Zepp'lpälz.“  
„Songe, bis m'r schtell som Zepp'lpälz,  
Schleghe krighste än kån Zepp'lpälz,  
Ich wå dich zuschlön,  
Du wascht dånka drån,  
Schleghe krighste än kån Zepp'lpälz.“  
„Fät'r, satt äch Wåzas Schtassa än,  
Wi sich där går schin b'flåda kån.

Lott aich däch d'rbårma,  
Käft m'r äch än wårma,  
Nächta schina, naia Zepp'lpälz.“  
„Löß du imm'r Wåzas Schtassa gån,  
Daine Jacke schtit d'r å noch schin.  
Wånn d' fir a Frost  
N wårma Brostflåz host,  
Brauchste hai'r nõch kån Zepp'lpälz.“  
„Alle Songa gån ai ira Pålza,  
Ach ich müß mich ai dar äla Rutte wålza;  
F'räft dan äla Bök,  
Käft m'r schtått's am Rök

A rächta wärma, darwa Zepp'lpälz.“  
 „Tonge, du best wol a rächt'r Kär,  
 Gi än red mid eu'r'm Fätt'r Knorr,  
 Du wachts schon d'r fân,  
 A watt d'r schon d' Planète läsa.“  
 „S, wäs git mich dar Planète än?  
 Ich wil ju äch än naia Pälz hân,  
 An wänns ni watt g'schân,  
 Watt ir wäs and'r'sch fân,  
 Ich wâr ond'r d' Soldâta gin.“  
 „Do wâr ich glai a Prigh'l d'rgraisa,  
 Wâr dir a Pälz of a Puck'l schtraicha.  
 Du kânst imm'r hîn  
 Zü a Soldâta gin,  
 Kânst dort går ni ai am Pälze gin.“

„Fât'r, satt äch maine Jacke än,  
 Ich kân d' Fäza nimme läng'r trân,  
 Macht äch a Mett'l,  
 Râst m'r äch kân Ritt'l,  
 Aw'r än schina, langa Zepp'lpälz.“  
 „Ma hôt Plôghe mit dam Schwâf'lsjonga,  
 A ganza Täg git hâr rem bromma;  
 Du wachts äw'r fân,  
 'S watt hair ni g'schân,  
 Du krighst hair nôch kân Zepp'lpälz.“  
 „Fât'r, wänn ir watt kü Ände macha,  
 Do behald ich ai'r ganza Sacha,  
 Wänn'r'sch ei wällt tûn,  
 Kenn'r'sch blaiwa lôn,  
 Ich huft aich of a Zepp'lpälz.“

Welch hohes Glück in dem Besitz eines solchen Zippelpelzes, namentlich eines neuen Zippelpelzes, gelegen war, läßt sich schon daraus schließen, daß derselbe in dem bekannten „schlesischen Bauernhimmel“ neben Kuchen, Rosinen, Zuckerbaben zc. eine Stelle findet.

Schlesisch nach Form und Gehalt sind auch die Wechselgesänge der Kuhhirten in manchen Gegenden des Landes. Mit dem Tage Michaelis beginnt die goldene Zeit für den Kuhhirten. Froh singt er nach dem 29. September:

Hohô, hohô!  
 Meichêl is dô,  
 Meichêl is i'rib'r  
 Do hitt m'r bôuntib'r,  
 Bôuntib'r, bôuntaus,  
 Ai Rîbe, ai Kraut,  
 Ai Grumm't, ai Grâs,  
 Wäs is m'r an dâs?

Ir Pau'rn, kummt raus,  
 Ich hitt d' ganze Wis aus.  
 An dar mich wîed präjsche,  
 Dan wâr ich schun jâche,  
 An dar mich wîed jôen,  
 Dan wâr ich i'rkôen.  
 Hohô, hohô!

Nähern sich zwei Hirten so weit, daß sie sich gegenseitig verständigen können, so hören wir den Wechselgesang:

A. Blimla gâl, Blimla gâl,  
 Kumm a Besla zûn m'r hâr.  
 Blimla rût, Blimla rût,  
 Maine Kila gin hait går zu gutt.

B. In lâlâlâ lumna,  
 Ich kân hait ni zûn d'r kumma,  
 Ich hâ gar shtolze Kîlain,  
 Muß älle Zaita baina blain.  
 In lâlâlâ lumna!

Eigenthümlich Oppaländisch ist der „Lindewiesener Holzwarenhändler“, in welchem Liede die kleinen Erzeugnisse der Holzindustrie jener Gegend recht erschöpfend aufgezählt werden:

Trallaló trallaló!  
 Nu bin ich amól dó.  
 Trallaló trallaló!  
 Ez káft m'r ách wás á.  
 Nju wolst hótš ich noch Niemand gân,  
 Nju fil ir á hátt Rátw'rmánne g'ján.  
 Wánn andre wás em'n Bimá hán,  
 Wár ichs ganz sech'r em zwè Gráschla lón.  
 Schine Wáre há ich fil,  
 Wi ich 's ez úfzèla wíl:  
 Melchzappla, Fái'rnappla,  
 Duárquátšcha, Pott'rplátšcha,  
 Wert'l, Mázafert'l,  
 Šw'recke, Kockaschtácke,  
 Schlásla, Návááša,  
 Klopschlegh'l, Drajšlegh'l,  
 Schlápprächha, Flazbrächha,  
 Hámulda, Udekolwa,  
 Wáſſ'rkánna, Nibritonna,

Mészla, Maša, Meštplátšcha,  
 Wánschm'rmáša, Wázmáša,  
 Sálzmáša d' állerbáša,  
 Kófláſſ'l, Sánzagreff'l,  
 Brútschossá, Lát'ršchprossa,  
 Kérwešche, Ráchaschpešse,  
 Worššchaufan, Žáw'rtaufan,  
 Knátšait'r, Sánzarait'r,  
 Šókaschtálža, Ad'rwálža,  
 Bend'knèw'l, Šlighawed'l,  
 Šáchan, Šlagressan,  
 Fái'ršchwámme, Šád'pogškámme,  
 Nchne Tricht'r, Schwáf'licht'r,  
 Šchpácha, Rácha,  
 Láchja, Lášta,  
 Šchpella, Tella, Šalcha,  
 Pol'rholz án álls miššamma  
 Watt'r báſſ'r nernt b'komma.

Auch an volkstümlichen Kinderliedern und Kindergebeten fehlt es im Lande nicht. Zahlreich sind die Wiegenlieder, in denen der Mutter frommer Sinn bemüht ist, schon im Säugling den in ihm schlummernden göttlichen Funken zu wecken. Ein Kindergebet, das im Zauerniger Bezirke noch heute gebetet wird, möge seinen Platz hier finden:

Haite wíl ich schlossa gín,  
 Ferza Áng'l jella bainm'r šchtín:  
 Zwène zur Náchta,  
 Zwène zur Lenka,  
 Zwène zun Fiffa,

Zwène zun Haipta,  
 Zwène, di mich dácka,  
 Zwène, di mich wácka,  
 Zwène, di m'r zaigha a húcha Šchtaig  
 Wi dás ewighe Šimm'raich. Amen.

Dieses Abendgebet ist über ganz Österreich und Deutschland und weit darüber hinaus verbreitet, wenn auch mundartlich verschieden und bildlich oft anders gefärbt. Die älteste verbürgte Aufzeichnung gibt Johannes Agricola (1492 bis 1566), der in seinen Sprichwörtern bei Erklärung der Grüße „Gott gebe Euch eine gute Nacht, einen fröhlichen Morgen gebe uns Gott!“ dies unser Kindergebet erwähnt.

Schon unter den Sitten und Bräuchen wurde das Vorkommen von Weihnachts- und Christkindelspielen mit dramatischem Charakter erwähnt. Unser Heimatland besitzt

aber auch dramatische Dichtungen in vollkommen ausgebildeten Formen. Eines der vollständigsten geistlichen Volksschauspiele ist das Obergrunder Weihnachtspiel. In der gesammten deutschen Literatur dürfte es unter den geistlichen Volksschauspielen wenige geben, welche bei Wahrung des volkstümlichen Charakters einen solchen Reichthum an trefflich geordneten Scenen, an poetischem Gehalte und volkstümlichem Humor besitzen wie dieses. Ein Manuscript desselben wurde in Obergrund am Althackelsberge bei Zuckmantel, einem auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen, in einer schmalen Thalrinne gelegenen Dorfe gefunden, das von armen Bergleuten und armen Bauern bewohnt ist. Dem Alter nach weist es bis ins XVI. Jahrhundert zurück. Noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts wurde es vor versammelter Gemeinde in Obergrund von Ortsbewohnern mehrmals, und zwar um Weihnachten aufgeführt. Die Sprache ist zum Theile mundartlich, Prosa wechselt mit Vers. Das ganze Weihnachtspiel zerfällt in 13 Auftritte. Nach einer Symphonie und dem von einem Engel gesprochenen Prolog wird im ersten Auftritt die Erschaffung der Welt unter Begleitung von Musik vorgetragen; im zweiten folgt die Versuchung und der Sündenfall, im dritten die Verstoßung der ersten Eltern aus dem Paradiese. Lucifer führt Gott dem Schöpfer den Adam mit dem Ersuchen vor, er möge ihn mit seinen Nachkommen ebenso, wie ihm selbst geschehen, auf ewig verstoßen. Die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit treten auf und plaidiren wechselseitig. Die Gerechtigkeit begehrt ewige Strafdauer, die Barmherzigkeit nur zeitliche, schließlich bittet diese, Gott möge in seiner unendlichen Liebe Menschennatur annehmen und in dieser die Strafe für die Menschen büßen. Da entscheidet Gott Vater für Verstoßung des Menschenpaares aus dem Paradiese und für den Verlust der erblichen Gerechtigkeit, verheißt aber die von der Barmherzigkeit vorgeschlagene Versöhnung durch seinen Sohn. Mit der Menschwerdung Jesu beschäftigen sich die folgenden Auftritte. Einfach in der scenischen Durchführung, aber mit kräftiger Betonung des Genrehaften gestaltet sich das Spiel. Die realistischen Hirten sprechen die Volksmundart; an der Krippe des Christkindleins jedoch reden sie hochdeutsch, nur verfallen sie zuweilen wieder in den Dialect, so wenn sie ihre Gaben, darunter den echt schlesischen Kümmelequark, darbieten. Den Schluß bildet nicht wie in anderen Weihnachtspielen die Begegnung Methusalems mit dem Tode und des Greises frommes Ende, sondern hier trifft der Kindesmörder Herodes mit dem Tode zusammen, von dem er auch „erschossen“ wird. Das Spiel erinnert bereits an die Herodes- oder Dreikönigsspiele, die nach dem Feste der heiligen drei Könige aufgeführt wurden.

Wie in Deutschland im Allgemeinen die Mysterien in Weihnachts- und Osterspielen sich zweigten, so finden wir auch in unserem Schlesien Weihnachts- und Passionsspiele. An einem Tage in der Osterwoche wurde in Zuckmantel in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts regelmäßig, am Anfang unseres Jahrhunderts nur noch bisweilen von Bewohnern

Zuckmantels und Obergrunds die Leidensgeschichte Christi in derselben Weise wie noch heute in Oberammergau dargestellt. Das Spiel nahm in der Zuckmantler Pfarrkirche nach Anhörung der heiligen Messe den Anfang, und zwar wurde bis zur Kreuzigung gespielt, die Kreuzigung selbst fand auf dem in der Nähe der Stadt gelegenen Rochusberge statt, wohin sich das Volk, der Leidenszug an der Spitze, unter Abfingung von heiligen Liedern begab. Das Stück ist literarhistorisch bedeutsam und ein werthvoller Beitrag zur schlesischen Sittenkunde. Bei seiner Aufführung waren 92 Personen beschäftigt; es enthält 2484 Verse und zerfällt in 14 Auftritte. Der Text gehört in der vorhandenen Fassung nach Sprache und Versbau den ersten Decennien oder der Mitte des XVII. Jahrhunderts an. Doch ist anzunehmen, daß wir die Bearbeitung eines weit älteren Stückes vor uns haben. Daß die letzte Bearbeitung in Schlesien entstanden ist, dafür zeugen die in der Krämerscene und sonst vorkommenden echt schlesischen Dialectformen.

An die Darstellung der Leiden Christi schließt sich auch eine in derselben Gegend überlieferte Sitte an. Um an den Leiden des Erlösers gewissermaßen Antheil zu haben, ließen sich ehemals während der Osterzeit in Zuckmantel und Umgebung Männer des Volkes die Marterwerkzeuge Christi oder den Namen Jesu auf der Brust oder auf dem rechten Oberarm einäzen, indem die Haut mit Stechnadeln gestochen, mit Zinnober und Gerbsäure überstrichen wurde. Nicht zufrieden damit, unterzog das Volk nach Art der Flagellanten in dieser Zeit den Körper der schmerzlichsten Züchtigung und ging dann processionsweise in die Rochuskirche, wo, wie noch jetzt, das heilige Grab aufgerichtet war.

Anlage von Haus und Hof. Die Dichte der Bevölkerung im westlichen Theile Schlesiens einerseits, Bodenform und Thalbildung andererseits bringen es mit sich, daß die Ortschaften sich eng aneinander schließen, so daß der Wanderer oft meilenweit ohne längere Unterbrechung von menschlichen Wohnungen sich umgeben sieht, wofür die zusammenhängenden Dörfer von Jägerndorf bis Hermannsstadt, von Niklasdorf bis Waldenburg, von Weidenau bis Gurschdorf und Steingrund mit ihren die Straße einsäumenden Häusern zeugen. Trotzdem findet es sich selten, daß zwei Häuser eng aneinander gebaut sind. Einzeln stehende, zerstreut liegende Hütten trifft man nur in dem höheren Gebirge.

Wenn auch in unserer Zeit die Häuser in günstiger gelegenen Ortschaften fast alle aus hartem Materiale erbaut sind, so gibt es doch noch Bauernhäuser im Schrot- und Fachbau ausgeführt, und zwar ist das eigentliche Wohnhaus aus Bohlen gezimmert, der Theil des Gehöftes aber mit den Stallungen besteht aus Fachwerk. Auch trifft man einige Häuser noch ganz im Fachbau mit Lehmausfüllung an; diese Bauart hält die Stube besonders warm und leistet bei Feuergefähr lange Widerstand. Meist haben die alten Bauernhäuser einen steinernen Grundbau, auf welchem die Wände aus Fachwerk oder aus quergelegten, an den Ecken durch Falzen verbundenen Schrotbalken sich erheben. Die Höhe

der Wände ist verhältnißmäßig gering. Dagegen übertrifft das steil ansteigende Dach die Mauerhöhe bisweilen fast um das Doppelte. Die Giebel sind ausnahmslos mit Brettern verschlagen, in denen Lichtluken von einfacher Gestalt eingeschnitten sind.

Der Bauernhof bildet gewöhnlich ein geschlossenes längliches Viereck. Die Größe der Höfe und Wohnhäuser richtet sich nach dem Umfang des dazu gehörigen Grundbesitzes. Die Anlage der alten schlesischen Bauernhöfe ist, obwohl sie im Einzelnen von einander



Wirtschaftsgebäude aus Böhmischdorf bei Freivaldbau (fränkischer Bau).

abweichen, der Hauptsache nach fast immer die gleiche. Die Mitte der Straßenfront nimmt das große, zweiflüglige Hofthor ein, dem zur Seite eine kleine einflüglige Pforte für Fußgänger sich befindet. Über dem Eingangsthore gegen die Straße hin ist in einer Nische gewöhnlich das Bild der heiligen Maria oder des heiligen Florian angebracht.

Links vom Thore steht das eigentliche Wohnhaus, in unmittelbarer Verbindung mit demselben der Pferde- und Kuhstall, welche mit dem Wohngebäude sozusagen ein Gebäude bilden. Über dem Kuhstall liegt der Heuboden, in den man vom Hofe aus auf einer

Leiter durch den „Heufaffer“ gelangt. Rechts vom Thore ist das Auszugshaus oder Ausgedinge, in welchem der alte Bauer sich zur Ruhe setzt, wenn er die Wirthschaft an den Sohn abgetreten oder verkauft hat. Dieses Ausgedinge mit dem daran sich anschließenden Schoppen bildet einen Theil der rechten Hofseite, deren ganze Länge von einem hohen Zaun begleitet wird, an dem mitunter die Düngergrube angelegt ist. Die vierte dem Hofthor gegenüberliegende Seite bildet die Scheune mit Tenne und Banfen. Hinter der Scheune liegen die Acker der Wirthschaft. Im Hofe befindet sich statt dieser auch die Pumpe, wohl im Garten ein Schöpfbrunnen, früher allgemein ein Schwengelbrunnen oder Radbrunnen.

Das Wohnhaus selbst ist meist stockhoch mit einem Giebelbach. Der Oberstock tritt bisweilen über das Erdgeschoß etwas heraus und im Giebel wiederholt sich dann derselbe Vorsprung. Das Erdgeschoß, in das der Eingang vom Hofe aus führt, besteht vor Allem aus dem durchs Wohngebäude hindurch gehenden „Hause“ oder Vorhause. In diesem bemerken wir zunächst die ruhige fensterlose Küche mit dem unter dem Schornstein angebrachten offenen Herd. Auch die Feuerung des Backofens hat hier ihre Stätte, wenn sich die Heizanlage nicht im Hofe oder im Garten in einem eigens dazu errichteten Backhäuschen befindet. In der vorderen Hälfte des Vorhauses führt eine Thür in die Wohnstube, an die sich eine schmale unheizbare Kammer, das „Stübel“, anschließt. Der Stubenthür gegenüber im Vorhause liegt die innere Thür zum Pferdestall. Außerdem führt aus dem Vorhause eine Treppe in den Oberstock. Unterhalb der Treppe befindet sich der durch eine Fallthür verschlossene Eingang in den Keller. Abgesperrt wird das Vorhaus vom Hof aus durch eine mit einem Querbalken verschlossene Thür; bei Tage steht diese offen und wird durch ein niedriges Gatter vertreten, welches bis zur unteren Hälfte des Thürpfostenraumes reicht und durch eine kunstlose Feder verschlossen ist.

Die Wohnstube, auch die des Großbauern, ist einfach eingerichtet. Der nicht weit von der Stubenthür auf einem Holzgestelle ruhende mächtige Ofen ist meist aus grün- oder gelbglafirten Kacheln hergestellt. Der Fußboden der Wohnstube ist im ersten Drittel um den Ofen herum mit Stein-, Ziegel- oder Schieferplatten belegt, mitunter auch roh, der übrige Theil gediebt. Als Schmuck der weißgetünchten Wände befinden sich zu beiden Seiten des Crucifixes in der einen Stubenecke um den Tisch Heiligenbilder, einfache Erzeugnisse der Glasmalerei. Nie fehlt auch an der Wand in der Nähe der Thür der thönerne oder zinnerne Weihbrunnkessel. Auch eine Schwarzwälderuhr, der „Seiger“, mit bemaltem Zifferblatt ist in jeder noch so ärmlichen Stube zu finden. Das „Toppfrett“, ein im unteren Theile verschlossener, im oberen offener Schrank zur Aufbewahrung des Kochgeschirrs ist an der einen Thürseite befestigt. Zur Aufbewahrung des besseren Geschirrs, der Zinnkrüge, Porzellanteller zc. läuft unter der Decke des Zimmers an einer

Wandseite ein schmales, durch eine Stütze getragenes Brettchen, in dessen oberer Seite in bestimmten Zwischenräumen durch einen Langstab verbundene Sprossen sich erheben.

Die Zimmerdecke wird aus Brettern gebildet, die auf sechs bis acht Balken ruhen, welche von der Rippe oder dem Tram, einem starken Querbalken, getragen werden. In größeren Stuben, wie beim Großbauer, dem ehemaligen Freihöfer oder Freibauer, das heißt dem von Robot befreiten Bauern, auch in Wirthshausstuben, wird der Tram von einem starken Tragpfosten, der „Saule“, gestützt. Die Zwischenlücken über dem Tram und den Balken dienen als Aufbewahrungsort für mancherlei Geräthschaften und Handwerkszeug.

Steigen wir in den Oberstock des Bauernhauses. Dorthin führt, wie schon erwähnt, vom Vorhause aus eine hölzerne steile Treppe. Er theilt seinen Raum in die weite Treppenflur, in die Gesindekammer und in den Rauchfang. In der Treppenflur steht meist die Handmangel. Die Gesindekammer dient als Schlafstätte für das weibliche Gesinde, wenn dasselbe nicht im Kuhstall oder auf dem Backofen schläft. Die Läden der Knechte und Mägde stehen daselbst die Wände entlang. Ein Halbfenster, nach dem Hofraum hin angebracht, läßt das Tageslicht herein. In der guten Stube, einer Einrichtung der neueren Zeit, befinden sich die werthvolleren Sachen und Einrichtungsstücke des Hofbesizers, voran das Bild des Kaisers und der Kaiserin.

Vom Oberstock aus gelangt man über eine mit einer Fallthür durch ein Anlegeschloß versperrbare Stiege auf den Oberboden, der gegen die Straße zu von dem mit einer Öffnung versehenen Giebel des Hauses abgeschlossen wird. Auf diesem werden die Getreide-, Mehl- und Flachsorräthe aufbewahrt, aber auch Truhen, Läden, Spinnräder u. a. sind hier untergebracht.

An manchen Häusern befindet sich in der Höhe des Stockwerkes auf der Hofseite ein Geländergang, auf den man von der Treppenflur aus gelangt; er ist durch das seitlich weit ausladende Dach (Traufendach) vor Regen geschützt. Auch unterhalb dieser Altane ist der Hofraum erhöht und die Hausthür bisweilen mit einem hölzernen Vorbau versehen, in welchen eine Gatterthür führt; er hat den Namen Laube (Lébe).

Aus der Hausflur kommen wir in den Pferdestall. Dieser ist ein länglicher Raum mit einer zweiten Thür nach dem Hofe hin, welche mit einem Querbalken verschließbar ist. In diesem Stalle schlafen auf einem breiten, ziemlich hoch als Bettstätte angelegten Traggestelle, der „Krechze“, die männlichen Dienstboten. In dem mit demselben durch eine Thür verbundenen Kuhstall, aus dem ebenfalls eine zweite Thür in den Hof führt, befindet sich außer den zur Bewartung der Kühe nöthigen Geräthschaften die „Hühnerbühne“, ein Brettergerüst, zu dem die Hühner vom Hofe aus über eine „Steige“ durch eine Öffnung der Mauer Zutritt finden. Gedeckt war ehemals die ganze Hausanlage mit

Strohshauben; heutzutage besteht das Dach fast durchwegs aus Schieferplatten oder Ziegeln. Auf dem Dache wird in einem Gefäße der Donnerbart, die dem Donar heilige Hauswurz, gepflanzt zum Schutz gegen Blitzschlag und gegen Unglück überhaupt.

Das Ausgedinge- oder Auszugshaus ist im Allgemeinen ebenso angelegt und eingerichtet wie das Bauernhaus, nur ist hier alles in kleinerem Maßstabe. Es hat kein Stockwerk, überhaupt nie mehr als zwei Wohnräume mit einem Gewölbe. Der an das Ausgedinge sich anschließende Schoppen ist an der Seite des Hofes ganz offen, nur Holzsäulen stützen das Dach. Er dient zur Aufbewahrung der Wagen und der Ackergeräthschaften. In seinem Dachraume findet auch ein Theil der Heu- und Strohvorräthe Aufnahme. Die Scheune ist entweder aus Fachwerk aufgeführt oder aus Schrotbalken gezimmert, das Dach mit Stroh gedeckt. Die Einfahrt kann von zwei Seiten vor sich gehen.

Während, wie wir gezeigt, das Bauernhaus mehrere Räume aufzuweisen hat, ist die ganze Anlage des „Gärtlerhauses“ viel einfacher. Die Gärtlerstelle umfaßt in der Regel nur ein Gebäude, das in der Straßenfront die Wohnung enthält. Unmittelbar daran schließt sich der Kuhstall und an diesen die kleine Scheune.

Noch beschränkter ist der Häusler in seinem Hause; er besitzt außer den für ihn und und einen Mann knapp zureichenden zwei Wohnräumen, die bisweilen nur zur Noth vor den empfindlichsten Einwirkungen der Kälte, Nässe und Stürme Schutz gewähren, wenn es gut geht, noch einen Stall für eine Kuh und eine Ziege.

Spuren architektonischer Schönheiten in und an diesen alten Gebäuden gibt es nicht, es wäre denn, daß die Rücklehne der Schemel, die Geländer und Säulen der Altane, einigen Sinn für eine gefällige Form verrathen. Die Läden, womit die kleinen Fenster geschlossen werden, sowie jene Läden, welche zur Aufbewahrung von Kleidern und Wäsche dienen, weisen die einzigen in unserem Hause vorkommenden Maleranfänge auf. Man gebraucht hierzu grelle Farben, besonders roth und blau. Im Übrigen trägt an den Gebäuden Alles den Stempel der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit.

Ein wichtiger Theil des Bauernhofes ist schließlich ein seiner Größe entsprechender Garten. Bei größeren Grundbesitzern theilt er sich in den Obstgarten, zugleich Grasgarten, in den Gemüsegarten und in den Blumengarten. Der erstere namentlich ist dem Besitzer ans Herz gewachsen. Besonderen Werth legt man dem gebackenen Obste bei. Es ist erstaunlich, welche Obstvorräthe man auf dem Boden des schlesischen Landwirthes oft angehäuft findet. Läden und Truhen sind damit angefüllt, so daß durchs ganze Haus der eigenthümliche Geruch des Backobstes zieht. Diese Vorräthe sind neben den Vorräthen an Leinwand und Flachs der Stolz der Hausfrau und zeugen von der Wohlhabenheit des Hauses.

In der Nähe des Obstgartens finden wir den Gemüsegarten. An diesen schließt sich der Blumengarten an, doch ist dieser häufig abge sondert an der Giebelseite des Hauses,



Bauer und Bäuerin aus der Freivaldauer Gegend.

welche der Straße zugekehrt liegt. Er fehlt selten bei der Hütte der Armen, nie bei dem wohnlichen Hause des reicheren Bauern.

Wenn auch seit den letzten Decennien das Haus des schlesischen Bauern, selbst in höher gelegenen Gebirgsdörfern, im Ziegel- oder Steinbau aufgeführt wird und auch in älteren Häusern in Folge von Zubauten und Änderungen das Alterthümliche oft nur noch spärlich durchlugt, so läßt sich doch an den noch vorhandenen alten Gehöften jene ursprüngliche Haus- und Hofanlage nachweisen, wie sie in Franken, Hessen, Thüringen zc. noch üblich ist.

Kleidertracht und Volkstypen. Die Kleidung des schlesischen deutschen Bauern hatte nie den Charakter einer Nationaltracht wie bei Polen, Ungarn, Russen, sondern stellte sich wie in anderen deutschen Landen als eine mehr oder weniger veraltete frühere Mode der höheren Stände dar.

Altmodisches oder, wie das Volk sagt, altfränkisches Wesen ist zur Zeit selbst in einsamen Gebirgsdörfern ausgestorben. Eine Ausnahme macht der Bauer der deutschen Sprachinsel Bielitz und der Colonistendörfer um diese Stadt. An seiner Tracht ist er sofort zu erkennen. Er trägt hochschäftige Kniestiefel und eine kurze dunkle Tuchjacke, um die er erforderlichen Falls einen langen dunklen Tuchmantel wirft. Den Kopf deckt ein spitzer Hut, scherzweise „Zuckerhut“ genannt. Er hat eine mäßig breite Krämpe und eine früher ziemlich hohe, jetzt stark gekürzte Kappe, geziert mit ansehnlichen Seidenquasten. Ältere Bäuerinnen tragen einen langen dunkelblauen oder schwarzen Tuchrock und eine eng anliegende, mit Vorten benährte Tuch- oder Sammtjacke, worüber auch wohl ein buntes Brusttuchlein geknüpft wird. Auf dem Kopfe der verheirateten Frau sitzt ein spitzengezierter weißer Kopfschmuck, unter dem Namen „Drach“ bekannt, in kleineren Dimensionen bei jüngeren Frauen, ziemlich aufgebauscht bei älteren. Dieses Kopfgebilde ist aus einem gestreiften weißen, gestickten Tuche sorgsam gefaltet und zusammengeknüpft, sitzt enganliegend schachtelartig auf dem Hinterhaupte und hat unterhalb der Ohren zwei horizontal abstehende Flügel und einen dreieckigen Zipfel.

Zur Probe von der Kleidertracht im westlichen Schlesien im dritten und vierten Decennium dieses Jahrhunderts sollen zwei Trachtenbilder hier beschrieben werden.

Das eine gehört dem Freiwaldauer Bezirk an; es ist ein seiner Zeit modern gekleideter Kleinstädter oder wohlhabender Dorfschulze. Seinen Staat bilden der dreispitzige Hut, die langschößige Weste, die bis über die Knie reichende Sammt- oder Manchesterhose und die weißseidenen, auch baumwollgestrickten Strümpfe. Die Schuhe zieren große Silberschnallen. Der Rock aus lichtblauem Tuche hat einen schmalen Stehkragen, keine Brustaufschläge. Das Futter des Rockes ist hellroth. Die Ärmel haben große Aufschläge, welche auf der Oberseite Knöpfe tragen. Die Aufschläge der Seitentaschen laufen um die ganze Hüfte herum; sie sind beschnürt. Etwas unterhalb der Taschenöffnung befinden sich ebenfalls wie bei den Ärmelaufschlägen und an den Schößen und an der Brust Bierknöpfe aus Messing oder Silber. Die Halsbinde ist von Seide, die Zipfel derselben hängen wohlgeordnet herab. In der Hand hält derselbe ein stattliches spanisches Rohr. So geht er zur Kirche oder zu irgend einer Festlichkeit.

Ein anderes Bild geben wir in einer wohlhabenden Bäuerin aus der Gegend von Sägerndorf und Obbersdorf. Die Schürze ist schmaler, als es gegenwärtig gewöhnlich der Fall ist. Die violette Jacke gleicht mit einigen Abweichungen dem früher gern getragenen



Bauer aus der Umgebung von Bielsitz.

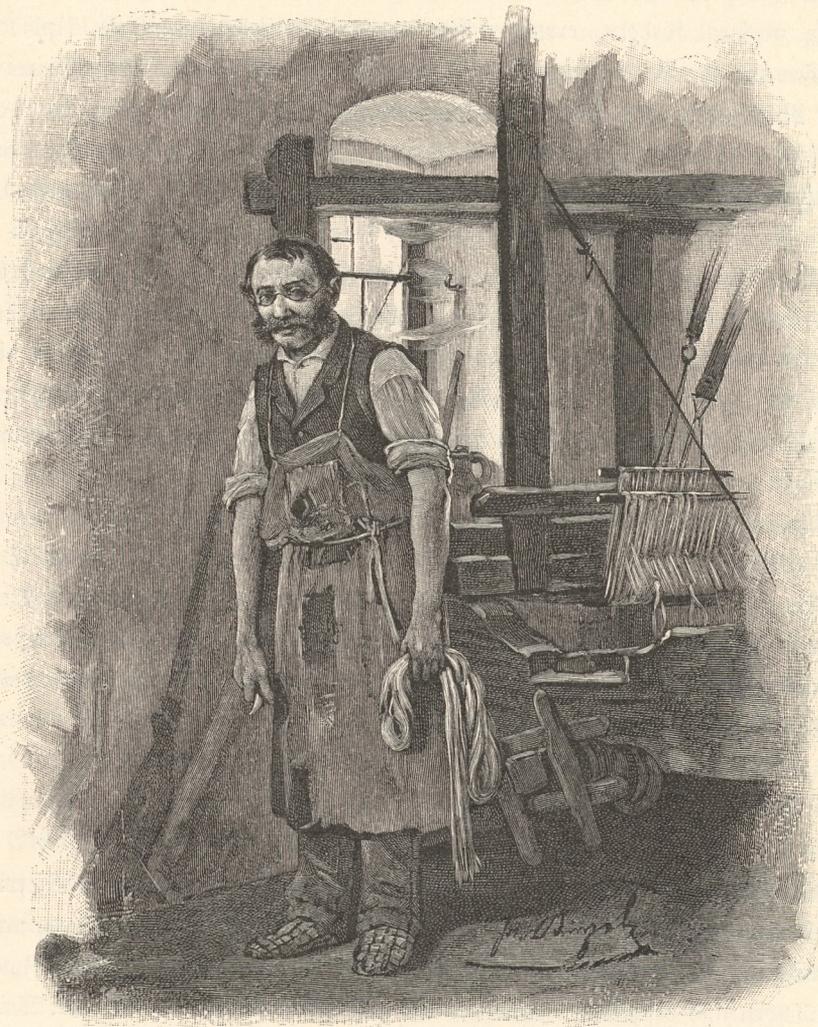
Spenser; doch fehlen Puffärmel und die Stelle der Knöpfe über der Brust vertreten Maschen. Um das Handgelenk hat die Jacke einen krausenartigen Besatz. Von dem ihr eigenen, bis an die Brust reichenden Kollerfragen wird sie Kollerjacke genannt. Das weiße Tuch quillt reinlich und nett aus der ausgeschnittenen Jacke. Vom Korallenhalsbande fällt glitzernd das Kreuzchen auf die weiße Brust. Der Hintertheil der Haube ist turbanartig aus

nach zwei verschiedenen Richtungen geripptem Goldbrocate gefertigt. Rückwärts in der Mitte der Haube ist ein Knopf angenäht. In dem Nackentheil derselben ist eine Masche aus weißem Bände angebracht. Auch fallen zwei Bänder über den Rücken hinab. Das Gesicht selbst rahmt ein reicher Spitzenbesatz ein, welcher sich gegen die Wangen lappenartig erweitert; die Spitzen sind gefältelt. So war der Sonntagsstaat unserer schlesischen Mütter noch vor einigen Jahrzehnten.

Manche charakteristische Tracht, sowie manche interessante Gestalt aus dem Volksleben will im Alles nivellirenden Strome der Zeit, manche auch schon aus dem Gedächtniß der gegenwärtig Lebenden verschwinden, die werth erscheint, im Gedächtniß der späteren Zeit fortzuleben. Sind ja doch auch die Verhältnisse des Lebens, Erwerb und Beschäftigung in unserem Lande in fortwährender Wandlung begriffen und mancher Zweig durch die Alles umgestaltende Dampfkraft in dem Arbeitshaufe und auf dem Verkehrswege im Verschwinden. So ist wohl kein Artikel Schlesiens in der Welt so bekannt als die vortreffliche schlesische Leinwand. In mancher Bauernwirthschaft wird zu der Leinwand, die während des Jahres benötigt wird, das Garn von den Hausgenossen selbst gesponnen. Ehedem war die Kunst des Spinnens für jedes Landmädchen eine Ehrensache und auf dem „Brautfuder“ der vermöglichen Bauerntochter prangte unter den übrigen besseren Einrichtungstücken zu oberst ein zierlich gearbeitetes Spinnrädchen. Auch das Garn wurde früher meist von der Hausfrau selbst gewoben und gebleicht. Mit diesem Industriezweige hängt auch eine Gestalt in unserem Volksleben zusammen, der schlesische Leineweber, wie er in der durch die Fabriksindustrie immer mehr in den Hintergrund tretenden Hausindustrie dieses Textilzweiges da und dort sich noch immer erhält. Der Betrieb dieser Waaren wurde früher allgemein und wird auch heute noch zu einem kleinen Theile durch den wandernden Krämer vermittelt, der aus den dicht bewölkerten Dörfern Liebenthal, Arnoldsdorf, Petersdorf, Hennesdorf, Johannisthal u. nach auswärts auf Erwerb auszieht. In seinem mit einem grünen, zum Schutz gegen Regen mit Ölfarbe angestrichenen Leinwanddach überspannten Wagen, der mit Leinwand- und Baumwollwaaren bepackt ist, durchzieht er weite Strecken Schlesiens bis nach Mähren hinunter, während sein Weib, den „Pinsel“ auf dem Rücken, die verschiedenen Verkaufsartikel in den näher gelegenen Ortschaften von Haus zu Haus feilbietet. Nicht selten fahren Mann und Weib mit ihrem Wagen, der ihnen zugleich als Schlafstätte dient, in die weitere Ferne, während die Kinder bei Verwandten bleiben oder zu Fremden in Pflege gegeben werden. Seit einiger Zeit sieht man diese Hausirerwagen seltener die Straßen des Landes dahinziehen.

Eine andere charakteristische Figur unseres Volkslebens, dem Verkehr in und außer dem Lande dienend, hat unsere Zeit der Eisenbahnen schon hinweggefegt. Es ist der Großfuhrmann, der, ehe noch die Eisenbahn das Land durchkreuzte, die Verfrachtung der

Producte der Landwirthschaft und der Industrie besorgte. Eine wetterfeste knorrige Gestalt im blauen Kittel, mit einem rothgeblühten Tuche um den Hals, die roth und weiß gestreifte Zipfelmütze, die von einem schwarzen Filzhut theilweise verdeckt wurde, auf dem Kopfe, die Peitsche in der Hand, schritt er neben seinen Pferden mit bedächtigen Schritt die



Leineweber.

staubige Straße dahin. Die Herbergen an der Fahrstraße waren seine Heimat, die ausdauernden Gebirgspferde, deren Kummer allerhand bunter Tand, ein rothes Tuch, Messingplatten zc. schmückte, seine Freunde. Zwei andere eigenthümliche Gestalten des schlesischen Volkslebens hängen gleichfalls mit der landesüblichen Beschäftigung der

Schlesien.

Bevölkerung zusammen. Die reichen Waldungen des Landes gewähren den Gebirgsdörfern, die dem Walde näher liegen, mannigfache Beschäftigung. Schon die Gewinnung des Holzes beschäftigt zahlreiche Bewohner. Die Holzschläger, die gleich Waldbewohnern die ganze Woche hindurch in den höher gelegenen Waldungen zubringen und nur des Sonntags ihre Familien sehen, sowie die Holzrücker, die auf geradezu gefahrvolle Weise das Holz zu Thal fördern, erwerben sich damit ihren Lebensunterhalt. Und wie viele Leute leben von der Verwerthung des Holzes! Aus den Zapfen der Nadelbäume werden zierliche Nippfachen, wie Körbchen, Zündhölzchenbehälter, angefertigt; die harzreiche Kiefer liefert dem Kienrußhändler das Rohmaterial. Die Tracht des Kienrußherumträgers, des „Käfelsrömjungen“, ist heute im Lande nicht mehr anzutreffen. Doch wollen wir die originelle Figur desselben hier festhalten. Der Knabe, im Alter bis zu sechzehn Jahren, trägt eine schwarze, schildlose Kappe oder eine Zipselmütze, eine blaue Tuchjacke von gewöhnlichem Arbeitsjackenschnitt, schwarze Lederhosen, an den Knöcheln gebunden. Dicksohlige, mit Absätzen versehene, bis an die Knöchel reichende Schuhe bekleiden die Füße. Auf dem Rücken und in der Hand trägt er die Kienrußfäßchen, längliche Fäßchen, deren obere Öffnung mit einem Fleckchen bedeckt wird, über welches ein Leinwandstreifen geschoben ist.

Die meisten Eigenthümlichkeiten in Tracht und Kleidung sind durch den Einfluß, den das hochentwickelte Verkehrsleben als gewaltige nivellirende Macht auch in unserem Lande übt, gänzlich verschwunden. Solche waren besonderer Schmuck und Kleiderstaat bei Hochzeiten, Tauffeierlichkeiten und Begräbnissen, von denen nur noch Großvater und Großmutter den horchenden Enkeln erzählen. Wo sich solche Hochzeitstrachten noch finden, geben sie eine Vorstellung altschlesischer Tracht.

### Dialect der Deutschen.

Mannigfaltigkeit liegt im Charakter jeder deutschen Mundart. Selbst in unserem kleinen Lande, in welchem ausschließlich der schlesische Dialect herrscht, begegnet man, namentlich hinsichtlich der Vocalfärbung, von Dorf zu Dorf lautlichen Verschiedenheiten. Zwei mundartliche Typen sind besonders auffallend. Die Bewohner des Flachlandes um Weißwasser, der nordwestlichsten Ecke Schlesiens, um Zauernig, Weidenau und Zuckmantel, begünstigen infolge tieferen Kehlkopfstandes und mäßig zurückgezogener Lage des Zungenkörpers die tieferen Laute o, u, neigen zu überlanger Dehnung und zur Diphthongirung der Vocale. Ihre Sprache klingt daher wie die in der größeren, im Osten des Landes gelegenen Sprachinsel um Bielitz dumpfer und breiter. Dagegen ist der Dialect im Berglande, um Freiwaldau, Würbenthal, Freundenthal, sowie im Oppalande weit schärfer, die specifisch schlesischen